

„Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe“

Anmerkungen zu der von Gottfried Leiber mit „Teil II“
abgeschlossenen Abhandlung

Mit seinem nun in zwei Bänden vorliegenden Werk über die um 1800 getroffenen Maßnahmen zur Stadterweiterung von Karlsruhe hat Gottfried Leiber einen wichtigen Beitrag zur Weinbrennerforschung geliefert. Allen, die sich so gewissenhaft wie er mit dem Werk des klassizistischen Architekten beschäftigen, will sagen, es aus den Quellen aufzuarbeiten suchen, gebührt Respekt; denn sich auf Weinbrenner einzulassen, erfordert Mut und Ausdauer. Zu verwoben sind die werkimmanenten Zusammenhänge, als daß sie auf Anhieb ein sicheres Urteil erlauben.

I.

Vom wahrhaften Ernst dorischer Beständigkeit durchdrungen, lag es Weinbrenner fern, phantasievolle Luftschlösser zu bauen. Ihn fesselte das Grundsätzliche und handwerklich Solide, das seinem Planen und Bauen einen so persönlichen Charakterzug verleihen sollte. Von seiner Veranlagung her nicht unbedingt der Typ des freien, „kunstwollenden“ Architekten, stellte er all sein Tun, das ja durchaus als neuerungsbewußt zu bewerten ist, in den Dienst des Staates. Das Land Baden, um die Jahreswende 1805/06 durch Napoleon zum Großherzogtum aufgewertet, hatte sich durch territorialen Zugewinn beträchtlich vergrößert, aber es war alles in allem ein recht armes Agrarland geblieben, das sich keine allzu kostspieligen Prachtbauten erlauben durfte. So wie Bescheidenheit eine Zier ist, hieß Wein-

brenners Losung „Simplizität“. Sie reklamierte sich als Direktive seines Tuns und als grundlegender Leitgedanke seines künstlerischen Selbstverständnisses schlechthin. Aus der Not eine Tugend machen, hieß das weite Feld im Sinne der Obrigkeit bestellen. Und da blickte man zunächst nach Karlsruhe – und auf Weinbrenner als neuen Hoffnungsträger. Zwar ließen neuartige „bürgerliche“ Bauaufgaben seiner Kreativität noch Spielraum, doch im Grunde vermochte Weinbrenner nur als Staatsdiener planend auf die Gestaltung seiner Heimatstadt einzuwirken. Es war dies eine außerordentlich verantwortungsvolle Aufgabe, wie sie nur wenigen Architekten seiner Zeit zuteil werden sollte.

Gleichwohl bedeutete Untertänigkeit im Staatsdienst zugleich eine Einflußnahme von Dritten. Ehrerbietig wie ein Hofarchitekt in alten Zeiten den Wünschen seines Landesherrn Rechnung tragend, der mit aufgeklärter Umsicht, letztlich aber doch souverän regierte und den Ausbau seiner Residenz aufmerksam verfolgte, geriet Weinbrenner hin und wieder in Konflikt mit den seinen Planungen eher mißtrauisch gegenüberstehenden Behörden. Sie drohten infolge ihrer bürokratischen Eigenmächtigkeit manches Projekt im schier endlosen Kursieren der Akten zu verschleppen oder gar zu Fall zu bringen. Allzu schweres Spiel hatten sie nicht einmal, denn das leidige Finanzierungsproblem erwies sich als ein plausibles Argument dafür, es wohlfeiler zu gestalten oder gar auf bessere Zeiten zu ver-

schieben. Und oft genug ließ man Weinbrenner spüren, bei allem Ansehen, das er genoß, auch nur ein Element im Räderwerk des Verwaltungsapparates zu sein.

So war sogar das hohe Amt des Baudirektors, das er in der Nachfolge des 1801 verstorbenen Wilhelm Jeremias Müller bekleidete, in gewisser Weise beschränkt, da es mit der dem Finanzministerium als „2. Département“ unterstellten „Bau=Commission“ gekoppelt war. Vier Mitglieder gehörten dieser Kommission an, die für die Durchsetzung der zu treffenden Baumaßnahmen zeichnungsrechtlich waren. Neben Friedrich Weinbrenner waren es die beiden schon unter Müller tätigen Architekten Johann Friedrich Christoph Fischer und Wilhelm Frommel sowie von 1804 an als Jüngster im Bunde der äußerst ambitionierte Christoph Arnold. Reich an Bildung und überdurchschnittlich begabt, war er wie kaum ein anderer für das Baufach geschaffen. Einer alten, mit den Weinbrenners verschwägerten Zimmererfamilie entstammend, war sein Werdegang von Haus aus auch vorgezeichnet und in Weinbrenner, den „Onkel“, fand sich der ideale Lehrer geradezu vor. Arnold deshalb bloß als „Weinbrennerschüler“ zu etikettieren, wie es allenthalben geschieht, heißt ihn in seiner Bedeutung unterschätzen. Gerade eine derart versatzstückhafte Wendung offenbart die Verlegenheit all derjenigen, die beiläufig auf ihn zu sprechen kommen. Weinbrenner wußte, was er an seinem „ersten Schüler“ hatte, der soeben zum Professor an die Düsseldorfer Kunstakademie berufen worden war – und das gewiß nicht von ungefähr –, und der nur durch ein nicht minder verheißungsvolles Stellenangebot zum Verbleib in Karlsruhe zu bewegen war. Die ihm angetragene Mitarbeit im Bauamt, respektive in der Baudirektion, sollte sich als die entscheidende Weichenstellung für seine Karriere erweisen. Nicht zuletzt kam die Wertschätzung seiner pädagogischen Fähigkeiten seiner Verpflichtung zugute, und so war er es, der Weinbrenner bei der Ausbildung weiterer Architekten maßgeblich unterstützte. Die Tragweite gerade dieser Tatsache wird von der Forschung in Sorge um das idealisierte Weinbrennerbild gern ignoriert. Daß Arnold fortan

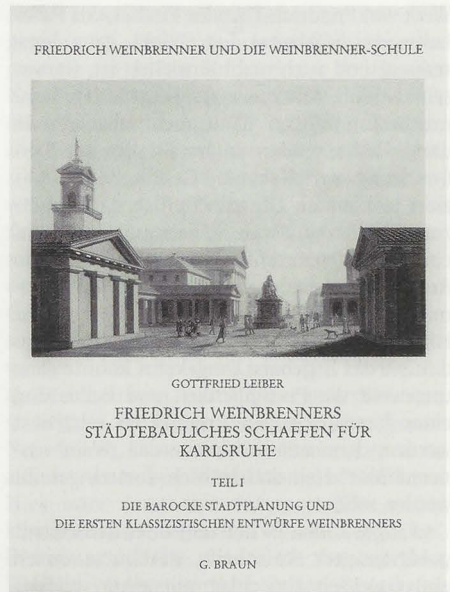
und bald offiziell in der Eigenschaft eines „Residenzbaumeisters“ (sic!) seinem Lehrer und nunmehrigen Kollegen beim Ausbau der Stadt zur Hand ging, ja im übertragenen Sinne als der eigentliche „zweite Mann“ eine ähnlich bedeutende Rolle spielte wie hundert Jahre später ein Adolf Meyer für Walter Gropius, ist nicht von der Hand zu weisen und auch quellenmäßig belegt. Diesen wichtigen Gesichtspunkt läßt Leiber nicht gerade außer acht, mißt ihm aber – ohne daß dadurch sein Werk an Substanz verliert – noch nicht die ihm gebührende Bedeutung bei.

Noch weiter zu fassen ist dieser Gesichtspunkt im Hinblick auf die Erneuerung der Architektur im ganzen Land. Neben Arnold, der später in Südbaden die federführende Rolle spielen wird, waren da andere, für die sich der neue Baustil als Offenbarung und als Quell eigenen schöpferischen Schaffens erweisen sollte. Indem Weinbrenner, der sich anschickte 1807 als Oberbaudirektor zum obersten Baubeamten in Baden zu avancieren, schon früh eine überschaubare Schar an geschätzten Schülern an sich band, sie regelrecht für seinen eigentümlichen Klassizismus zu vereinnahmen vermochte, ihnen als nachgeordnete Beamte eine Anstellung in den einzelnen Bezirken in Aussicht stellte, um mit ihrer Hilfe eine sichtbare Erneuerung der Baukultur in Baden auf den Weg zu bringen, fällt es schwer, die Spreu vom Weizen zu trennen, oder fairer ausgedrückt, den einzelnen Architekten anteilig gerecht zu werden. Gerade hier sollte sich die Forschung ehrlicher in die Pflicht nehmen, weniger subsumierend als differenzierend zu Werke gehen. Sie erliegt dem Trugschluß des Bildes, wenn sie von der Äußerlichkeit des Stils summarisch auf Weinbrenner rekurriert, wenn sie anstatt zu recherchieren, wie es Leiber mit Gewinn tut, sich nur von Mutmaßungen und nicht von Erkenntnis leiten läßt. Wer um 1800 in Baden Architekt werden wollte, mit berechtigtem Stolz bei Weinbrenner (und bei Arnold) studierte und sich gern zum Kreis seiner Jünger zählte, schließlich nicht umhin kam, so zu bauen, wie er es gelernt hatte, und deshalb aus Überzeugung keinen anderen Weg einschlug wie später ein Heinrich Hübsch, der den klassizistischen Baustil in Frage stellte, hat es wahrlich nicht leicht, in der Kunst-

geschichte einen Standort zu beziehen, da er ohne besondere Originalität vorschnell zum Epigonen abgestempelt wird. So selbstverständlich der „Weinbrennerstil“ im Zuge einer hieratisch strukturierten Organisation des Staatsbauwesens eine Generation lang die bauliche Ästhetik im Land bestimmt hat, um dann von der nachfolgenden Generation kritisiert und überwunden zu werden, kann man ihm im Prinzip nur von den historischen Voraussetzungen her gerecht werden. Und das gilt auch für die Hauptstadt Karlsruhe, wo die bedeutenden Weinbrennerbauten leicht von den Entwicklungen der einzelnen Stadtquartiere ablenken, denen sich Leiber neugierig nähert.

II.

Gibt uns die vor bald hundert Jahren geschriebene Weinbrennermonographie von Arthur Valdenaire nach wie vor einen zuverlässigen Leitfaden zum Verständnis des Architekten an die Hand, so setzt die ausdrücklich für „Friedrich Weinbrenner und die Weinbrenner-Schule“ ins Leben gerufene Buchreihe, in welcher Leiber seine Arbeit publiziert hat, neue und richtungweisende Maßstäbe. Sie setzt sich zum Ziel, die Architektur der Ära Weinbrenner in all ihren Facetten anschaulicher darzustellen, wobei neu erschlossenes Material schlüssigen Interpretationsansätzen auf die Sprünge helfen soll. In dieser Zielsetzung liegt zugleich die Chance, das oben angeschnittene Problem des Lehrer-Schüler-Verhältnisses aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten und vielleicht auch zu lösen. Herausgegeben von Wulf Schirmer, dem langjährigen Leiter des Instituts für Baugeschichte an der Karlsruher Universität (TH), handelt es sich also um ein denkbar vielversprechendes Unternehmen, das in gewisser Weise dem Vorbildlichen, von Paul Ortwin Rave begründeten „Schinkelwerk“ vergleichbar ist, und an das ähnlich große Erwartungen geknüpft sind. Da die Weinbrenner und seinen Schülern vorbehaltene Reihe in thematisch unterschiedlichen Einzelbeiträgen peu à peu komplettiert werden soll, liegt ihr kein systematisches Gliederungsschema zugrunde, wie die bisher erschienenen vier Bände auch deutlich



erkennen lassen. Mit ihrer Dissertation über Weinbrenners Theaterbauten hat Claudia Elbert die Reihe 1988 eröffnet. 1996 erschien Teil I von Leiber. Der sehnlichst erwartete zweite Teil liegt nun seit Anfang 2003 vor. Dazwischen gemogelt hat sich 1999 die Habilitationsschrift von Elisabeth Spitzbart über Karl Joseph Berckmüller. Profitiert haben diese Arbeiten mehr oder weniger von der in den achtziger Jahren geschriebenen, merkwürdigerweise unerwähnt gebliebenen Dissertation über Christoph und Friedrich Arnold, die trotz mehrfacher Ankündigung bisher noch keinen Eingang in die Reihe gefunden hat, aber als CD-ROM vorliegt. Da es sich um eine sehr umfangreiche Arbeit handelt, müsste sie wie das Leibersche Werk mehrbändig erscheinen, was nur durch Zuschüsse zu gewährleisten wäre, aber der Forschung doch zugute käme.

Im Gegensatz zu den Arnolds – Friedrich ist der Bruder des oben erwähnten Christoph – gehört Berckmüller wie Heinrich Hübsch schon der jüngeren Generation der Weinbrennerschüler an, und nicht von ungefähr hat er sich wie dieser weitgehend vom „Weinbrennerstil“ befreit. Ähnlich verhält es sich mit dem

Werk von Friedrich Theodor Fischer, das Falko Lehmann bearbeitet hat. Nicht ganz konsequent und auch nicht einsichtig ist, warum seine Arbeit unter derart weitgefaßten Rahmenbestimmungen dann nicht ebenfalls in dieser Reihe, sondern in den Studien zur Bau-forschung der Koldewey-Gesellschaft publiziert worden ist. Ob man freilich der Zielsetzung der Reihe, deren Schwerpunkt doch auf einem ganz bestimmten Selbstverständnis von Architektur beruht, durch fragwürdige Einmischungen einen Gefallen tut, ist sehr zu bezweifeln. Je breiter das Spektrum, um so diffuser das Ergebnis! Umgekehrt könnte ganz ungewollt die Persönlichkeit und Bedeutung eines herausragenden Architekten relativiert werden, dann nämlich, wenn der „Weinbrennerschüler“ Heinrich Hübsch dort eingereicht werden sollte.

Eingebunden in dunkelgrünes Leinen mit goldgeprägter Aufschrift, geschützt durch einen weißen Umschlag mit einer auf das Thema einstimmenden Farbabbildung, präsentieren sich die Bände des „Weinbrennerwerks“ in einer gediegenen, zurückhaltend schönen Aufmachung. An nichts hat es der Herausgeber fehlen lassen. In Hanno Brockhoff und Werner Schnuchel stehen ihm zwei Assistenten zur Seite, die maßgeblichen Anteil an der bibliophilen Gestaltung haben und in redaktioneller Hinsicht die wissenschaftliche Zuverlässigkeit der einzelnen Arbeiten garantieren. Ihren Bemühungen um ein ansprechendes Layout sowie eine großzügige und vor allem qualitätvolle Bebilderung wurde von seiten der Verlage – es sind in zwischen drei, die sich der bedeutenden Aufgabe angenommen haben – Rechnung getragen. Ist das Unternehmen gemeinsam mit dem Karlsruher Verlag C. F. Müller auf den Weg gebracht worden, um schon bald von dem ebenfalls in Karlsruhe seßhaften Verlag G. Braun übernommen zu werden, so zeichnet für die Zukunft der besonders für seine Kunstbücher renommierte Verlag Philipp von Zabern in Mainz als Hoffnungsträger. Von ihm wurden Spitzbart und Leiber II verlegt. Daß es einen Verlagswechsel gegeben hat, ist den vorliegenden Bänden nicht anzusehen, da die Aufmachung ohne Einschränkung der Qualität gewahrt blieb.

III.

Wer sich auf Weinbrenner einläßt und sein Schaffen ohne Rücksicht auf die angesprochene Problematik der Einflußnahme von Staat und Schule interpretiert, läuft Gefahr, im Rückgriff auf die von Valdenaire lancierte Sichtweise über den landläufigen Interpretationsansatz nicht hinwegzukommen. Leiber entzieht sich dieser Gefahr, indem er weniger der sekundären Literatur als den Quellen Vertrauen schenkt. Das ist gut und leicht gesagt, denn wieviel Mühe dazugehört, diese Quellen erst einmal zu erschließen, sie zu lesen – das gilt für Pläne und Schriften gleichermaßen –, sie zu prüfen und schließlich auszuwerten, vermag der in die Archivalie nicht eingeweihte Büchernarr kaum zu ermesen. Allzu leichtfertig wird er das mühsam Eruierte und endlich Gedruckte einer vielleicht ungerechtfertigten Kritik unterziehen. Wie mag sie nur ausfallen, wenn nach seinem Dafürhalten nicht alle Fragen beantwortet sein sollten und angeschnittene Probleme vorerst ungelöst geblieben sind? Im prüfenden Fragen findet die Forschung zu sich selbst und begrüßt allein das Vorhandene, um das sie bereichert wird. Gerade da erweist sich Leibers Werk als großer Gewinn.

Nun, einer übergreifenden kunstgeschichtlichen Interpretation, die Weinbrenner aus der Tradition zu verstehen versucht und seine Entwurfsgrundlagen auf ikonographische Vorgaben überprüft, verschließt sich das Werk. Eher versteht es sich als Nährboden neuer Interpretationsansätze. In dem nur folgerichtigen Bewußtsein, daß vor dem zweiten Schritt ein erster zu erfolgen hat, geht es Leiber weniger um Deutung als um Grundständliches, nämlich um eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung sämtlicher stadtplanerischen Maßnahmen in Karlsruhe anhand des chronologisch dokumentierten und – in aller Breite – von ihm kommentierten Materials. Sein Anliegen zielt also auf keine Bewertung, sondern auf eine möglichst zuverlässige Auswertung des dargebotenen Materials ab, genauer auf die Erklärung des zu Grunde gelegten Planguts mittels der von ihm herangezogenen behördlichen Zirkulationsschreiben. Gerade unter diesem Gesichtspunkt der

Zuordnung von Plänen und schriftlichen Dokumenten, die überhaupt erst eine präzise Datierung gewährleistet, erweist Leiber der Forschung einen wirklich großen Dienst. Die Fülle des von ihm dargestellten Materials spricht in der Tat Bände. Mit einmal rund 350 und dann 450 Seiten unterstreicht sie die Bedeutung des Themas und gibt Zeugnis ab von der außerordentlichen Leistung des Autors, der mit der Inbrunst des Forschers aus dem Thema eine Herzensangelegenheit gemacht hat.

IV.

In Teil I geht Leiber weit zurück – bis in die Gründungszeit von Karlsruhe. „Die barocke Stadtplanung und die ersten klassizistischen Entwürfe Weinbrenners“, so der Untertitel (Abb. 1), grenzen das Thema auf den Zeitraum zwischen 1715 und 1800 ein. Barock und Klassizismus werden als Begriffe vorausgesetzt. Dabei wäre es für den thematischen Zusammenhang sicherlich angemessen gewesen, sie in ihrer Polarisierung, aber doch auch in ihrer Koinzidenz genauer zu definieren. Um Stadtplanung im übergeordneten urbanen Sinne, etwa als Lebensraum einer im Umbruch befindlichen Gesellschaft, geht es da weniger. Eher ist von der barocken Idellstadt mit ihrem im Mittelpunkt stehenden Residenzschloß die Rede, die in ihrem rationalen Anspruch jedem alternativen Vergleich aus dem Musterbuch der Baugeschichte standhält. Es gibt wohl nichts, was Leiber in bezug auf die wegweisende Epoche des Barock außer acht läßt. Im Rückgriff auf grundlegende Vorarbeiten zieht er hier wahrlich viele, durchaus geläufige Vergleichsbeispiele heran und faßt sie in einem vielseitigen, weit vom eigentlichen Thema abweichenden Exkurs „zu den Leitideen und Vorbildern des anfänglichen Karlsruhe“ zusammen. Unter diesem Blickwinkel, d. h. im Hinblick auf Karlsruhe im 18. Jahrhundert, gewinnt sein Werk den Stellenwert eines Standardwerkes, das für die stadtgeschichtliche Forschung nun unentbehrlich sein wird. Nur hat es einen Haken: Weinbrenner kommt zu kurz – viel zu kurz. Gemessen an der nicht unbedeutenden Anzahl von über 200 Abbildungen beziehen sich nur

an die 10 auf Baumaßnahmen seiner Zeit. Und gerade mal drei Weinbrenner-Pläne werden gezeigt: ein früher Entwurf zur Anlage des Karlsruher Marktplatzes aus dem Jahr 1792, ein weiterer von 1797 (1798), der als sogenannter „Generalbauplan“ geläufig ist, sowie ein auf 1802 datierter Stadterweiterungsplan. Auch das schöne Titelbild – es zeigt den Karlsruher Marktplatz in einem schon recht konkreten Planungsstadium in einer aquarellierten Federzeichnung von Georg Moller aus dem Jahr 1804 (!) – suggeriert Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Läßt sich der Karlsruher Marktplatz als Weinbrenners Vermächtnis interpretieren, so liegt es doch eigentlich nahe, das genuin Neue seiner klassizistischen Planung genauer aus den barocken Vorgaben herauszufiltern. Hier wäre dann eine Interpretation seines künstlerischen Ansinnens vonnöten gewesen. Bedeutungsvoll ist wohl auch der auf dem Titelbild vergewaltigte Gedanke, statt der uns als Grubmal des Stadtgründers vertrauten Pyramide eine höchst symbolträchtige Figurengruppe mit Rhea Silvia als Allegorie der Stadt zum monumentalen Wahrzeichen zu erheben, über die der Leser sicherlich gerne einiges erfahren hätte. Nun mag man Leiber zugute halten, daß der erste Teil seiner „Abhandlung“ im Hinblick auf Weinbrenner von eher propädeutischer Bedeutung für den zweiten sein soll. Er soll, wie er im einleitenden Kapitel expressis verbis sagt, „als Fundus dienen, um auf Einflüsse im Sinne von Vorgaben hinweisen zu können“.

Für Leiber als Kenner der Zusammenhänge mag eine derart gewagte Teilung seiner Abhandlung verständlich sein und sich wohl aus der Menge des Materials ergeben haben, für die Zielsetzung erweist sie sich aber doch eher als problematisch. Was nützt dem Leser ein Fundus an barocken Beispielen, wenn er sich ohne Anschauung keinen Begriff von Weinbrenners städtebaulichen Zielen machen kann? Wer sich auf Leibers Weg begibt, fühlt sich nach einem Stück des Mitgehens verunsichert, da er nicht weiß, wohin der Weg führt. Zusehends drängt sich bei der Lektüre die Frage auf, ob es methodisch nicht überzeugender gewesen wäre, das Schaffen Weinbrenners – dem Anspruch der Buchreihe ent-

sprechend – in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen, um es dann mittels zutreffender Vorgaben zu exemplifizieren. Eine derartige Vorgehensweise hätte sicherlich auch zur Straffung des Ganzen beigetragen, was der Gliederung gewiß zu gute gekommen wäre.

V.

Entsprechend groß war die Erwartungshaltung für den jüngst erschienen Nachfolgeband, der vom „Stadtausbau“ und von den „Stadterweiterungsplanungen“ in den Jahren 1801–1826 handelt. Begrenzt durch Weinbrenners Ernennung zum Baudirektor und seinen Tod, markiert dieser Zeitraum die Hauptschaffenszeit des Architekten. Sie als Ära zu begreifen, ist angesichts der angesprochenen Einflußnahme auf das neue Jahrhundert sicherlich gerechtfertigt, wobei es sich freilich von selbst versteht, daß sie nicht abrupt mit Weinbrenners Tod endet, sondern durchaus noch Planungsmaßnahmen der nachfolgenden Generation beeinflußt. Wie schon in Teil I bestimmen auch in Teil II Stadtpläne, Quartierspläne und Grundrisse den Bildapparat. Ansichten von Gebäuden, die dem Leser eine genauere Vorstellung von den jeweiligen Stadträumen geben könnten, sind rar und spielen eine eher beiläufige illustrative Rolle.

Auch diesmal weckt das Titelbild unsere Neugier, sich eingehender mit Karlsruhe zu befassen (Abb. 2); denn abgebildet ist ein Plan, der die Stadt nicht bloß auf ihre hinlänglich bekannte Kreisgestalt reduziert, sondern ihr gesamtes Umfeld in das geordnete System einer übergreifenden Planung einbezieht. Weinbrenners Autorschaft ist zwar nicht ganz sicher, aber angesichts der durch Leiber wiederbelebten und weitergedachten Argumentation doch glaubwürdig. 1818 als Kopie entstanden, geht dieser Plan auf den sogenannten, von Arnold Tschira in die Diskussion gebrachten „Tulla-Plan“ von 1812 zurück. In seiner farbigen Anlage vergegenwärtigt er Weinbrenners Ambitionen recht eindringlich und viel augenfälliger, als es die Schwarzweißabbildung im Buch selbst (S. 82) vermag, die dafür aber den Plan in seiner Gesamtheit wiedergibt. Reales und Ideales, Bestehendes

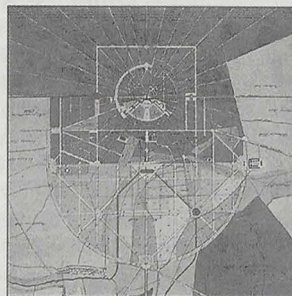
und Hinzugedachtes, ergänzen einander zu einem anspruchsvollen, auf dem Reißbrett ausgetüftelten und gestalterisch in die Form gebrachten Stadtbild, das ungeachtet der um 1815 noch kleinen Einwohnerzahl alle bisherigen Dimensionen sprengt. Deutlich ist da im Brennpunkt des barocken Zirkels das weitläufig ausstrahlende Schloß zu sehen, als Gegenstück dazu inmitten der zu ihm hinführenden via triumphalis der neue Marktplatz. Auch die „Lange Straße“, die heutige Kaiserstraße, die als Querachse den östlichen Stadtteil mit dem westlichen verbindet, zählt zu den tatsächlich gegebenen und geläufigen Orientierungspunkten. Auffällender als all dieses ist allerdings der mächtige Halbkreisbogen im unteren Bildteil, der im Süden der Stadt – auf der Gemarkung Beiertheim – ein Gebiet einfaßt, das um ein Vielfaches größer ist als der barocke Altstadtkern und selbst die neuen längs der Langen Straße entstehenden Wohnviertel vereinnahmt und zugleich distanziert. Auch wenn ein derart kühnes Projekt keinerlei Chancen gehabt hätte, realisiert zu werden, ist es für die Kunstgeschichte insofern nicht uninteressant, als es allerlei Anhaltspunkte für Weinbrenners Auseinandersetzung mit der Tradition liefert. Gegen das ursprüngliche Radialsystem der Stadtgründung setzt sich hier ein der römischen Antike verpflichtetes Rasterprinzip ab, das Leiber richtig erkennt und ausführlich erklärt. Der riesige Halbkreisbogen ist aber wohl neuzeitlichen Vorbildern verpflichtet. Er läßt an Projekte von Neufforge und Peyre denken sowie an die megalomanen Entwurfsideen der Revolutionsarchitektur, die für das Architekturverständnis von Weinbrenner eine nicht unbedeutende Rolle spielen, und es wäre sicherlich auch nicht ganz abwegig gewesen, André Le Nôtre, den Gartenarchitekten Ludwigs XIV., zu nennen, zumal Leiber auf den Aspekt der Begrünung der geplanten Trabantenstadt abhebt. Karlsruhe über schiffbare Kanäle vom Rhein her oder über die Alb und die Murg zu erreichen, sollte wie diese ganze phantastische Planung ebenfalls ein frommer Wunsch bleiben.

Entpuppt sich dieser eigenartige Plan im Rückgriff auf die Tradition durchaus als Quelle innovativer Ideen, so ist er letztlich doch arg

an der Realität vorbei projiziert worden. Mit entsprechender Zurückhaltung weiß Leiber die mit ihm in Beziehung stehenden Alternativen zu beurteilen. Sein kritischer Blick überzeugt überall da, wo es um Sachverhalte geht. Auch wenn manches, und das liegt in der Natur der Sache selbst, noch rätselhaft bleibt, profitiert die Forschung von seinen Anregungen, indem ihr neue Sichtweisen erschlossen werden. Gleichwohl hat die Stadtentwicklung, wie uns die Geschichte lehrt, einen entschieden anderen Verlauf genommen, und trotz der angehäuften Fakten läßt uns die Quellenlage im Rückblick auf Weinbrenners wirkliche Beweggründe über weite Strecken im Stich, um ihm überhaupt vorurteilsfrei gerecht zu werden. Hier klafft der Gegensatz von imaginärem Architekturverständnis und architektonischem Verantwortungsbewußtsein, war Weinbrenner als Stadtplaner doch in die Pflicht genommen, realiter für das Gemeinwohl Sorge zu tragen.

Von derart ideellen Planungsmodellen abgesehen, basiert Leibers Abhandlung im wesentlichen durchaus auf realen Baumaßnahmen, die er Schritt für Schritt in ihrem Planungsverlauf verfolgt. Zwei größere Abschnitte gliedern sein Buch. Der eine faßt „die Vergrößerungspläne für die Gesamtstadt“ zusammen, der andere die „Planungen für die Teilräume der Stadt“. Im ersten werden die praktisch Jahr für Jahr sich ergebenden Veränderungen im Stadtplan miteinander verglichen, im zweiten geht Leiber gezielt auf die örtliche Gegebenheit der Stadtviertel ein. In kleineren Kapiteln, die den jeweiligen „Stadt-bereichen“ gewidmet sind, dem nordöstlichen, dem östlichen, dem südöstlichen u. s. w., kommt er konkret auf Straßen, Stadttore und Plätze zu sprechen, die den Charakter der Stadt mitbestimmen. Hier ist viel Neues anschaulich dargestellt. Im schnellen Zugriff läßt es sich nachschlagen, so daß sich das Buch unter dem Stichwort konkreter Örtlichkeiten auch von seiner praktischen Seite her als nützlich erweist. Bedenklich ist nur, daß unter dem Gesichtspunkt als Nachschlagewerk der „Ludwigsplatz“ unter der jeweils selben Überschrift gleich zweimal und an verschiedenen Stellen (S. 290 ff. und S. 389 ff.) behandelt wird. Exkurse, ein umfangreicher Dokumen-

FRIEDRICH WEINBRENNER UND DIE WEINBRENNER-SCHULE



GOTTFRIED LEIBER

FRIEDRICH WEINBRENNERS
STÄDTEBAULICHES SCHAFFEN FÜR
KARLSRUHE

TEIL II

DER STADTAUSBAU UND DIE
STADTVERWEITERUNGSPLANUNGEN 1801-1826

PHILIPP VON ZABERN

tenteil und eine etwas verunglückte Zeittafel – sie informiert mehr über Weinbrenners auswärtige Tätigkeiten als über sein Wirken in Karlsruhe – vervollständigen das Werk.

All diesen sehr in die Breite gehenden Ausführungen ist überdies ein knapper Beitrag über „die städtebauliche Planung für Karlsruhe unter der Leitung Friedrich Weinbrenners“ vorausgeschickt, mit dem der Leser allerdings seine liebe Mühe hat. Zu viel an Vorwissen wird da vorausgesetzt. Wer die Stadt nicht kennt, hat es schwer, sich zu orientieren und Leibers Ausführungen zu folgen – und das auch nach der Lektüre von Teil I. Ein Übersichtsplan hätte da schon vieles erleichtert, weniger um Norden und Süden auseinanderzuhalten als vielmehr um in Erfahrung zu bringen, wo genau Nordwesten und Südwesten voneinander abzugrenzen sind, wo genau der „mittlere Bereich“ liegt – zumal doch der Begriff der Mitte für Karlsruhe ohnehin ein fraglicher und zumindest doppeldeutiger Begriff ist –, wo genau die geplanten und zum Teil im Bau begriffenen neuen Wohnviertel A, B und C angesiedelt sind, um nur einige Beispiele zu nennen. Selbst die Nennung der neuen Wohnquartiere beim Namen, etwa

„Linkenheimer oder Mühlburger Vorstadt“, sagt lediglich demjenigen etwas, der über genaue Ortskenntnisse verfügt. Statt eines Übersichtsplanes gibt es immerhin zu Beginn des Abschnitts über die „Planungen für die Teilräume der Stadt“ eine graphische Orientierungsskizze, nur erscheint sie erst auf Seite 99 und damit viel zu spät. Verständlich wird dem Leser vieles erst nach der Lektüre des ganzen Buches. Und da ausschließlich in der Überschrift des einführenden Beitrags ein direkter Bezug zu Weinbrenner gegeben ist, hätte Leiber vielleicht gut daran getan, – in bezug auf Weinbrenner und nicht in bezug auf Karlsruhe – einen ähnlichen Beitrag als Fazit an das Ende seines Werkes zu setzen.

Darüber hinaus erschwert die Sprache den Zugang in die Problematik, da sie mit Zitaten übersät ist. Wer Leiber von seinen Vorträgen her kennt, weiß, wie überzeugend er schwierige Sachverhalte zu erklären vermag. Hier nun scheint er der Versuchung erlegen zu sein, alles besonders authentisch und „wissenschaftlich“ darstellen zu wollen. So ist seine saloppe, an Wechselworten nicht gerade reiche Sprache durchweg mit altfränkischen Wendungen des Beamtendeutsch durchsetzt, die den Leser hin und wieder amüsieren mögen, ihn auf weite Strecken jedoch ermüden oder gar im Unklaren lassen.

Zu dieser Irritation tragen nicht zuletzt die vielen Wiederholungen bei, die sich zwangsläufig aus der Gliederung ergeben. So ist beispielsweise vom Marktplatz, dem Herzstück von Weinbrenners Stadtplanung, oft und beiläufig die Rede, bevor er unter einer eignen Überschrift einer in sich geschlossenen Betrachtung unterzogen wird. Und auch die fällt mit nur 20 Seiten im Rahmen des 100seitigen Kapitels über den „mittleren Stadtbereich“ denkbar knapp aus. Gerade unter diesem Gesichtspunkt drängt sich bei der Lektüre des Buches einmal mehr die Frage auf, ob es nicht vorteilhafter gewesen wäre, alle wichtigen Stadtplanungsmaßnahmen topographisch in zusammenhängenden Kapiteln zu bündeln und dabei dann die Entwicklungslinien chronologisch aufzuzeigen.

Ungeachtet derartiger Fragen, die sich beim Lesen automatisch einstellen, kommen wir nicht umhin, die ungeheure Masse an

Fakten, die uns Leiber darbietet, als große Bereicherung zur Kenntnis zu nehmen. Daß sich dabei auch Ungereimtheiten in der Bebilderung ergeben, fällt nicht allzu sehr ins Gewicht, soll aber auch nicht kritiklos übergegangen werden, da sich in der letzten Zeit generell ein Trend abzeichnet, der sich der bedeutungsvollen Beziehung von Text und Bild kaum noch bewußt zu sein scheint. Wir leben in einer Zeit, in der zunehmend illustriert als angemessen dokumentiert wird. So gehören emotionale Anleihen doch eher in das Buch der Nostalgie. Bildnisse „großer Männer“ sollten in einem Buch über Stadtbaukunst nach Möglichkeit ebenso überflüssig sein wie die gern wiederholte Floskel, Weinbrenner als den großen oder gar genialen Städteplaner zu titulieren. Ihn im Frontispiz darzustellen, ist sicherlich berechtigt – schade nur, daß Leiber dasselbe Bildnis schon im Anhang von Teil I vorwegnimmt. Was aber interessiert uns das Outfit so vieler anderer mehr oder weniger bekannter Leute, etwa das des Freiherrn von Bieberstein, das des Oberhofmeisters von Berckheim oder das von Oberbürgermeister Griesbach? Dessen Haus am Marktplatz allein ist für die symmetrische Geschlossenheit der Platzanlage relevant und thematisch gerechtfertigt. Wer auch immer sich sonst noch als Bauherr angeboten hätte, das Gebäude wäre so oder so nach Maßgabe der Weinbrennerschen Generalplanung aufgeführt worden. In Konflikt gerät Leiber, wenn er uns Wilhelm Frommel im Pensionsalter (in einer Lithographie von 1836!) vorstellt, uns aber seine Kollegen im Bauamt, namentlich den wichtigeren Christoph Arnold, vorenthält, dessen Bedeutung allein auf eine Fußnote reduziert ist. Durch diesen Fauxpas verstößt Leiber gegen den Grundsatz des Equilibre, so daß sein Werk ungewollt in die Schiefelage gerät. Frommel war in erster Linie „Landsbaumeister“ und später als „Kreisbaumeister“ Baudirektor des Pfalz- und Enzkreises, während Arnold doch, wie oben erklärt, bis zur Übernahme der Kreisbaudirektion in Freiburg im Jahre 1819 als „Residenzbaumeister“ Weinbrenners rechte Hand schlechthin war. Ein breiter Beleg dafür sind nicht zuletzt die vielen, von ihm gezeichneten Pläne, die Leiber – Ironie des Schicksals – ganz selbstver-

ständig ohne besonderen Hinweis abbildet. Um so deplazierter ist dann auch die Wiedergabe eines Portraits von Friedrich Arnold, des Bruders von Christoph, da es die Sachlage noch mehr aus dem Gleichgewicht bringt und das so schwierige Unterfangen, beide in ihrer jeweiligen Beteiligung am Ausbau der Stadt auseinanderzuhalten, nur verschleiert. Natürlich hat auch Friedrich Einfluß auf die Gestaltung von Karlsruhe ausgeübt, mitunter in einer gewissen Rivalität zu Weinbrenner, zu der ihn seine hohe Stellung als Offizier und Militärbaudirektor ermächtigte.

So wie Christoph durch seine schönen Privathäuser wesentlich zur Ausprägung des Ludwigsplatzes beigetragen hat, worauf Leiber mit keinem Wort eingeht, hat Friedrich, abgesehen davon, daß er sich ebenfalls durch die Projektierung neuer Straßen empfahl, durch monumentale Bauten Zeichen im Stadtbild gesetzt. Erwähnt seien das Palais Berckholtz am Karlstor, das Haus Munck in der Stephaniestraße, das Kadettenhaus am neuen, von ihm errichteten Linkenheimer Tor oder das Ständehaus, um es bei diesen wenigen Beispielen bewenden zu lassen. Ob es freilich einen Sinn macht, diese Bauten – die Offizierschule gleich zweimal – ohne Berücksichtigung ihrer Baugeschichte und städtebaulichen Implikation abzubilden, sei dahingestellt. Daß sich mitunter Fehler einschleichen, sei angesichts der lediglich im Ansatz versuchten Interpretation nicht überbewertet. Abermals das Residenzschloß abzubilden, ist wohl redundant. Das gilt eigentlich auch für vereinzelte Bauwerke, die ohne besonderes städtebauliches Kalkül zustande gekommen sind und eher durch ihr originelles Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, wie beispielsweise die Synagoge in der Kronenstraße, deren sonderbare Fassade zwar am Eck zur Langen Straße nicht unbemerkt blieb, der aber doch aufgrund ihrer Einreihung in die Häuserzeile ein angemessener Platz vorenthalten war. Anders verhielt es sich dagegen mit der katholischen Stadtkirche St. Stephan, die nach Leibers Gliederung merkwürdigerweise nicht mehr zum mittleren Stadtbereich gehört. Ihre großzügige, rundum freie Lage inmitten eines stattlichen Grundstücks zwischen der Herren-

und Ritterstraße wird zu Recht ausführlich beschrieben. Verdient diese imposante Kreuzkuppelkirche in Gottes Namen aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet zu werden, so verweisen aber doch die Abbildungen eines ihrer Vorentwürfe und des Portraits von Staatsrat Oehl auf eine viel komplexere Problematik, die der Zielsetzung von Leibers Buch kaum gerecht werden kann und besser einer eigenen Abhandlung vorbehalten geblieben wäre. Was soll uns ferner, um weitere fragwürdige Aspekte zu nennen, die Ansicht der etwa 20 Jahre nach Weinbrenners Tod durch Heinrich Hübsch aufgeführten Kunsthalle zum Ausdruck bringen, wenn der städtebauliche Problemfall dieses für sich gesehen respektablen Baues nicht erörtert wird. Welche städtebauliche Funktion übt ferner das Platzmobiliar aus, etwa ein eigens abgebildeter, gut bekannter Brunnenentwurf, der für die Gestaltung des Ludwigsplatzes Verwendung gefunden hat, ohne einen besonderen ikonographischen Bezug herzustellen? Fragwürdig sind nicht zuletzt die vielen Abbildungen ländlicher Szenen aus der Umgebung von Karlsruhe, die idyllisch anmuten, aber doch weit von „Weinbrenners städtebaulichem Schaffen“ entfernt sind.

Ignorieren wir die Bildnisse und alles nostalgische Beiwerk, so lenken selbst die genannten Monumentalbauten, die das Buch attraktiver machen, obwohl sie nicht alle von Weinbrenner sind, vom eigentlichen Thema ab. Mögen Gotteshäuser und andere öffentliche Bauwerke wie ein Parlamentsgebäude, eine Kunsthalle oder eine Offizierschule durch ihre repräsentatives Äußere wesentlich zur Verschönerung einer Stadt beitragen und angesichts der Standortfrage ganz selbstverständlich städtebauliche Lösungsvorschläge auf den Plan rufen, so stellen sich grundsätzlichere Fragen nach den Gestaltungsabsichten für die miteinander verzahnten Stadtviertel ein: Wie sehen die aus? Sind sie ausschließlich durch mehr oder weniger vorgegebene Straßenzüge und sich hier und da ergebende „freie Plätze“ ausgeprägt? Besitzen sie nicht dank baulicher Akzentuierungen eine eigene Identität? Inwieweit gewährleisten auch die noch so einfachen Modellhäuser urbanes Leben im Organismus der mit Baustellen über-

säten Stadt? Leiber läßt wohl kaum einen Winkel, weder eine Straße noch ein so bescheidenes Gäßle, außer acht, doch läßt er uns hinsichtlich der im Bau begriffenen örtlichen Veränderung oft im Unklaren. Um uns die jeweilige Situation im Aufriß vorstellen zu können, ist deshalb unsere eigene Einbildungskraft gefordert, und wir brauchen sie, um überhaupt Weinbrenners stadtplanerische Zielsetzungen angemessen beurteilen zu können. Gerade das fällt nicht immer leicht, da man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß der große Stadtbaumeister oft recht provinziell zu Werke gegangen ist und dabei den großen Zug, wie er einer Metropole würdig sein sollte, vermissen ließ. Bemerkenswert ist, daß das Stadtamt selbst eine gewisse Unzufriedenheit zum Ausdruck bringt und 1812 Kritik an der Bauweise übt – verallgemeinernd und in denkbar polemischer Übertreibung:

So wird allen Ernstes behauptet, daß es noch immer an Gebäuden fehle, deren äußeres Erscheinungsbild schwerlich auf gehobene Wohnansprüche rückschließen lasse – „die mit einer angenehmen Form von außen die Hauptsache alles Bauens innerer Wohnlichkeit vereinigen“. Unbegreiflich sei das „Prinzip der Winkel und Kammern“ im Zuschnitt der Grundrisse – „Winkel, die in andern Städten höchstens für eine Speisekammer“ von Nutzen sind, hier aber „als Prunkzimmer ausgestellt, Kabinette für Säle“ ausgeben, nur „weil sie drey Fenster in der Länge wengleich kaum 6 Schritte in der Tiefe haben“. „Überall“ ließen sich „nur tapezirte Zelten oder nach Beschaffenheit der Mauern gar Gefängnisse“ vorfinden. „Was hilft die schöne Ausenseite, bei so unwohnbarem Innern? Ist dies nicht für Fremde und Einheimische eine unwürdige und dabey für die Folge höchst verderbliche Täuschung! Nach unserer Erfahrung kennen wir keine Stadt in Teutschland, am wenigsten eine neue, die auf solche Art sich selbst zerstörend, gebaut wäre, denn wenn alles eng und

gedrängt wie in einem Badeort wohnt, so muß die Folge seyn, daß der Geist der Wohnenden niedergedrückt oder im Gegenteil aus Verdruß des häußlichen Käfichs der Geist der Schwärmerey und Liederlichkeit gewekt, dabey alle edlere Geselligkeit deren erste Bedingniß Gastfreyheit ist, wegen Mangel des Raums und mit ihm alle Urbannität aufgehoben werde ... (S. 74 f.).

Bei aller Kritik, sei sie nun berechtigt oder nicht, sollte aber doch stets im Auge behalten werden, daß Weinbrenner für große Zielsetzungen oft genug die Hände gebunden waren und daß er im privaten Wohnbau nach Möglichkeit den Wünschen der „Baulustigen“ entgegenkam. Nicht zuletzt war es der Grundriß der Stadt selbst, der unregelmäßige Hausgrundrisse mit Winkeln und Kabinetten auf den Plan rief. Und gerade da haben Weinbrenner und seine Kollegen viel Geschicklichkeit bewiesen. Abstreiten läßt sich wohl kaum, daß das auch sonst gern als anspruchslos gescholtene Erscheinungsbild der Stadt mit ihrer Bebauung einhergeht. Mag sie noch so unpräzise anmuten, so muß ihr eingedenk der oben angesprochenen ungünstigen Voraussetzungen ein doch hoher ästhetischer Stellenwert zuerkannt werden, der über Kritik aus unberufenem Munde erhaben ist. Immerhin registriert der Kritiker die Schönheit der Fassaden. Es ist gut, daß Leiber uns ein derartiges Zitat nicht vorenthält, das ja nur eine sprachlich entgleiste Meinung zum Ausdruck bringt. Indem er selbstkritisch Fragen aufwirft, gibt er zugleich Denkanstöße, die sich für die weitere Forschung als sehr verdientvoll erweisen werden.

Anschrift des Autors:
Dr. phil. Gerhard Everke
Sternwaldstraße 45
79102 Freiburg